

### 3.2 Unterschiedliche räumliche Gesichter des demografischen Wandels

Während im vorherigen Kapitel die strukturellen und demografischen Unterschiede in den Teilräumen Deutschlands analysiert worden sind, sollen im Folgenden die Auswirkungen dieser räumlichen Disparitäten auf die Lebenswelten sowie die Ausprägung und die gesellschaftliche Relevanz des Engagements in bestimmten Raumkonstellationen beleuchtet werden. Deutlich geworden ist, welche Bedeutung die soziale und ökonomische Situation, insbesondere die Langzeitarbeitslosigkeit, für die Bereitschaft, sich zu engagieren, hat. Gleichzeitig scheint gerade in den Regionen mit einem hohen Anteil an Arbeitslosen die Notwendigkeit, sich für die Gesellschaft einzubringen, am größten zu sein. Daher werden diese prekären Gebiete in den strukturschwachen Städten und Regionen vertieft betrachtet.

#### 3.2.1 Demografischer Wandel und Raumentwicklung

Ausgangspunkt der Diskussionen über räumliche Ungleichheiten ist der demografische Wandel. Er beschreibt jedoch kein einheitliches Phänomen. Es existiert vielmehr eine hohe Komplexität und Verflechtung mit anderen gesellschaftlichen Veränderungen. So sind Veränderungen von Bevölkerungsdynamik und -struktur letztlich eng verbunden mit sozialen, ökonomischen und technischen Transformationsprozessen und sich wandelnden Werten und Lebensmodellen. Das Phänomen demografischer Wandel ist eher Folge als Ursache von gesellschaftlichen Veränderungen wie Individualisierung und Globalisierung. Es würde daher zu kurz greifen, allein an diesen sichtbaren Folgen anzusetzen, ohne dabei die strukturellen Voraussetzungen in den Blick zu nehmen (Willisch 2013).

Allerdings implizieren die Folgen räumliche Veränderungen und eine Ausdifferenzierung des Raumes in Deutschland. Der demografische Wandel wirkt sich regional und lokal sehr unterschiedlich aus und muss daher (regional) differenziert betrachtet werden. Auffällig ist die räumliche Polarisierung und Fragmentierung, das kleinräumige Nebeneinander von wachsenden und schrumpfenden Gemeinden und Regionen. Alterung findet hingegen überall statt, mehr oder weniger stark ausgeprägt. Die Raumentwicklung in Deutschland ist geprägt von einer stärker werdenden Ausdifferenzierung in wenige wachsende und viele schrumpfende Regionen, weiterhin Großstädten als Wachstumsmotoren, einer Vielfalt der Entwicklung und einem Nebeneinander von Wachstum und Schrumpfung sowie einer Rezentralisierung und Konzentration auf allen räumlichen Ebenen.

Die demografischen Faktoren wirken unspezifisch und werden durch weitere strukturelle Einflüsse überlagert, ausgelöst oder neutralisiert. Andererseits verstärken die Komponenten des demografischen Wandels wiederum soziale, ökonomische und institutionelle Strukturen und wirken somit indirekt auf Subsysteme, wie zum Beispiel die Siedlungsentwicklung. Vor allem selektive Wanderungen von jungen Menschen und Personen im erwerbsfähigen Alter befördern die raumstrukturellen Unterschiede und führen einerseits zu einer Verschiebung der Altersstruktur in Städten, Gemeinden, Dörfern und Quartieren, andererseits zum Verlust von aktiven, unternehmerischen Personen.

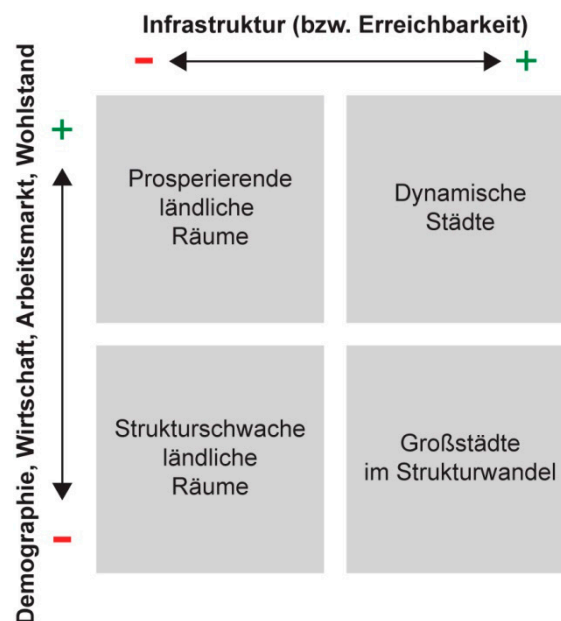
Diese Ausdifferenzierung und Konzentration findet sich auf allen räumlichen Ebenen. Es gibt eine deutliche Polarisierung im Großstadtsystem. Dynamische Städte stehen schrumpfenden Städten im Strukturwandel gegenüber. Innerhalb der großen (wachsenden) Städte finden Segregationsprozesse statt, die zu einer räumlichen Fragmentierung und sozialen Polarisierung führen. Monostrukturierte Einfamilienhausgebiete aus den 1960er und 70er Jahren im suburbanisierten Raum wiederum verlieren Bewohner und Bewohnerinnen und überaltern stark. Im ländlichen Raum lassen sich kleinräumige Zuwanderungen in die Grund- und Mittelzentren und wenig Zuzug in Dörfern, nicht in allen, beobachten. Daraus resultiert ebenfalls eine deutliche Zunahme des Anteils älterer Bewohnerinnen und Bewohner. Auch hier ist zu vermuten, dass es zu einer weiteren Kontraktion der Siedlungsstruktur kommt. Insgesamt scheint es die erhöhte Wertschätzung (und Notwendigkeit) des urbanen, städtischen Lebens und Arbeitens in der Wissensgesellschaft sein, die die Ausdifferenzierung in wachsende und schrumpfende Orte und die sozialräumliche Trennung fördert und zu prekären Situationen in den schrumpfenden Regionen und Quartieren führt. Damit und in Verbindung mit dem zunehmenden Arbeitskräftemangel wird deutlich, dass die besondere Lebensqualität und die Rahmenbedingungen zum Leben mehr und mehr zu Schlüsselfaktoren für die Entwicklung und Stabilisierung der Orte und Regionen werden.

Entsprechend ändern sich die Wanderungsmuster, wie eine Studie des Bundesverbandes deutscher Wohnungs- und Immobilienunternehmen e. V. zeigt (GdW 2015). Das Wachstum von Städten wird danach in erster Linie von der Zuwanderung von Berufsanfängerinnen und -anfängern der Altersklasse 25 bis 34 Jahre geprägt. Sie wandern aus den peripheren ländlichen Räumen und vielen Hochschulstädten ganz gezielt in ausgewählte Städte. Der Einpendlerüberschuss vieler ländlicher Regionen weist darauf hin, dass das Angebot

von Arbeitsplätzen für die Wohnortentscheidung nicht mehr ausschließlich im Vordergrund steht. Es scheint nicht mehr ungewöhnlich zu sein, aus der Stadt auf das Land zum Arbeiten zu fahren. Für spezielle städtische Wohn- und Lebensqualitäten werden anscheinend auch weitere Pendlerentfernungen in Kauf genommen. Es sind aber nicht flächendeckend alle großen Städte, die davon profitieren. Neben München, Leipzig und Frankfurt sind auch Mittelstädte wie Landshut, Regensburg, Münster oder Heidelberg in diesen Altersgruppen beliebt. Diese schwarmähnlichen Wandlungsmuster verstärken die räumlichen Disparitäten. Und sie weisen darauf hin, dass bestimmte, eher weiche Standortqualitäten und ein besonderes Image der Stadt ausschlaggebend für Wandlungsgewinne und damit Wachstum sind. Interessant ist in diesem Zusammenhang die Frage, welche Bedeutung Engagement für dieses besondere städtische Flair spielen und inwieweit es zu einer Stabilisierung und Trendumkehr beitragen kann.

Danielzyk et al. (2013) haben angesichts der hier skizzierten Veränderungen sowie der Bedeutung der Lebensqualität vereinfachend vier Raumtypen mit differenzierten Handlungserfordernissen unterschieden: Prosperierende städtische Regionen, Städte mit demografischer Schrumpfung und ökonomischem Niedergang, dynamische ländliche Regionen und dünn besiedelte (funktional periphere) ländliche Räume mit Schrumpfungstendenzen (Abbildung 56).

**Abbildung 56: Kategorisierung von Raumtypen**



Quelle: ARL 2016, verändert nach Danielzyk et al. 2013.

Prekär sind strukturschwache ländliche und städtische Regionen. Die Analyse der Strukturmerkmale von Regionen hat gezeigt, dass dies vor allem die ländlichen Regionen Ostdeutschlands, viele kreisfreie Städte des Ruhrgebiets sowie einige wenige ländliche Regionen und Großstädte in Westdeutschland sind. Innerhalb der ländlichen Regionen wird das strukturelle Problem durch Zentralisierung, die Ausdünnung der Infrastruktur und die größeren innerregionalen Entfernungen zu den Versorgungs- und Arbeitsplatzzentren noch einmal verstärkt. Leidtragende sind die Dörfer und kleinen Gemeinden.

Die Frage stellt sich nun nach den Wechselwirkungen von Strukturschwäche, Sozialstruktur und Engagement in diesen prekären Regionen bzw. in deren benachteiligten Dörfern und Quartieren. Die Wirkungszusammenhänge von sozialem Wohnumfeld und Engagement lassen sich aus zwei Richtungen betrachten: Erstens stellt sich die Frage, welche fördernde und hindernde Bedeutung die räumlichen und sozialen Rahmenbedingungen für das Engagement haben. Zweitens ist zu klären, in welchem Maße das Gemeinschaftsgefühl und der soziale Zusammenhalt auf Engagement und Unterstützungsleistungen wirken und über diesen „Hebel“ Engagement einen Beitrag zur Wohn- und Lebensqualität leisten können. Der Freiwilligensurvey 2014 liefert zu beiden Fragen aktuelle Daten (Simonson et al. 2016).

### 3.2.2 Raumkonstellationen und Engagement

Insgesamt hat sich das Engagement für das direkte Wohnumfeld, für die Nachbarschaft und das gemeinsame Leben seit Ende der 1990er Jahre deutlich erhöht. Dies zeigen die Daten des Freiwilligensurveys 2014 (Vogel et al. 2016a). Danach sind 43,6 Prozent der Wohnbevölkerung ab 14 Jahren in irgendeiner Form engagiert. Die meisten engagieren sich im Sport (16,3 %), für die Schule und den Kindergarten (9,1 %) oder für Kultur und Musik (9 %). Zugenommen haben insbesondere die informellen Formen der Unterstützung für Nachbarinnen und Nachbarn, Freundinnen und Freunde, Bekannte und Andere. Immerhin zwei Fünftel der Bevölkerung ab 14 Jahren setzen sich so für ihr direktes soziales Umfeld ein, zum Beispiel indem sie Personen betreuen bzw. pflegen, mit denen sie nicht verwandt sind. Und immerhin die Hälfte derjenigen, die sich noch nicht engagieren, will dies künftig tun bzw. vielleicht tun (Vogel/Tesch-Römer 2016). Dahinter steht der Wunsch, anderen zu helfen und das Leben in der örtlichen Gemeinschaft aktiv zu gestalten.

Dieser Antrieb scheint im ländlichen Raum bzw. in kleinen Orten noch einmal größer zu sein. Befragungen zeigen, dass der Kreis der Ehrenamtlichen und Engagierten im ländlichen Raum größer ist als im städtischen Umfeld, in kleineren Gemeinden größer als in den großen Städten. Auch dies bestätigt der Freiwilligensurvey 2014 (Hameister/Tesch-Römer 2016). Die Engagementquote beträgt im ländlichen Raum 45,5 Prozent, im städtischen Raum<sup>175</sup> dagegen nur 42,7 Prozent (Kapitel III. 3.1.7 Engagementniveaus). Engagiert sind deutlich mehr Männer und Jüngere, jedoch weniger ältere Menschen über 65 Jahre als in der Stadt. Noch deutlicher ist der Unterschied zwischen Großstädten und den anderen siedlungsstrukturellen Gebietstypen. In der Stadt beträgt die Engagementquote lediglich 39 Prozent gegenüber 45 bzw. 46 Prozent in den Regionen. Die städtischen Landkreise mit hoher Siedlungsdichte bzw. dominanten kreisangehörigen Groß- und Mittelstädten scheinen dagegen die besten Bedingungen für das Engagement von Frauen zu bieten. Auch die Engagementquote der Älteren ist hier mit 38,8 Prozent deutlich höher als in den anderen Kreistypen.

Wie zu erwarten korrespondieren Arbeitslosenquote und Engagementquote umgekehrt miteinander. Je niedriger die Arbeitslosenquote in den Regionen ist, desto mehr Menschen engagieren sich. Je höher die Arbeitslosenquote ist, desto geringer ist die Engagementquote. In den Regionen mit der geringsten Arbeitslosenquote (1,2 bis 3,6 %) engagiert sich nahezu die Hälfte aller Personen, die älter als 14 Jahre sind.

Die Engagementlandschaft in Ostdeutschland ist aufgrund der wirtschaftlichen Situation, der geringen Bindung an die Kirche und der nachwirkenden tradierten Erwartungshaltung an den Staat noch einmal besonders. Sie ist in vielen Regionen weniger stark ausgeprägt und institutionell eingespielt. Personen in Westdeutschland engagieren sich nach wie vor mehr als die Personen in Ostdeutschland (44,8 zu 38,5 %) (Kausmann/Simonson 2016), und dies trotz der stärkeren ländlichen Prägung Ostdeutschlands.

In Bezug auf informelle Unterstützung sind die Unterschiede nicht ganz so ausgeprägt wie beim Engagement. Das mag daran liegen, dass sich Hilfe und Unterstützung, wie zum Beispiel außerfamiliäre Pflege und Betreuung, aus der Notwendigkeit einer konkreten Lebenssituation vor Ort ergeben und weniger aus den regionalen Kontexten. Das freiwillige Engagement ist dagegen stärker an Institutionen gebunden und auf entsprechende Strukturen angewiesen (ebd.). Dennoch sind auch die Unterstützungsleistungen an Voraussetzungen gebunden, wie zum Beispiel an Bildung, soziale Anerkennung und finanzielles Auskommen.

Es zeichnet sich somit ein klares Bild ab: In ländlichen Regionen und in wirtschaftlich starken Regionen mit einer geringen Arbeitslosenquote ist das Engagement am höchsten. Auf dem Land sind es mehr Männer und Jüngere bis zum Ende des Erwerbslebens, in den verstädterten Regionen mehr Frauen. Dabei zeigen die Analysen, dass neben den individuellen soziodemografischen und sozioökonomischen Merkmalen der Befragten (wie Alter, Geschlecht, Bildung etc.) auch die regionalen Rahmenbedingungen Einfluss auf das Engagement und die Engagementbereitschaft haben. Mithilfe einer Mehrebenen-Regression konnte nachgewiesen werden, dass (1) in städtischen Regionen die Wahrscheinlichkeit engagiert zu sein deutlich geringer ist, (2) die Engagementquote in Großstädten geringer als in den ländlichen Kreisen mit Verdichtungsansätzen ist und (3) eine höhere regionale Arbeitslosigkeit zu einer niedrigen Engagementquote führt (Hameister/Tesch-Römer 2016) (Kapitel III. 3.1.7 Engagementniveaus).

Der Freiwilligensurvey kommt zu dem Schluss, dass Engagement gerade in den Regionen gefördert werden sollte, in denen die Engagementquote aufgrund ungünstiger wirtschaftlicher Rahmenbedingungen eher gering ist. Gerade hier müsse der Bedarf für Engagement besonders hoch sein (ebd.). Berücksichtigt man, dass En-

---

<sup>175</sup> Zugrunde gelegt sind die Regionstypen (städtischer Raum und ländlicher Raum) sowie die siedlungsstrukturellen Kreistypen (Großstädte über 100.000 Einwohner, städtische Kreise, ländliche Kreise mit Verdichtungsansätzen, dünn besiedelte ländliche Kreise) des Bundesinstituts für Bau-, Stadt- und Raumforschung (BBSR). Indikatoren sind die Einwohnerzahl bzw. der Bevölkerungsanteil in Groß- und Mittelstädten sowie die Einwohnerdichte (300, 150 bzw. 100 Einwohner/km<sup>2</sup>).

agement sehr stark an den Nahbereich gebunden ist, leitet das zurück zu den sich entleerenden Teilgebieten peripherer ländlicher Regionen und den großstädtischen benachteiligten Quartieren, auf die in den nächsten beiden Kapiteln näher eingegangen werden soll. Schon hier sei aber die Frage erlaubt, nach den Möglichkeiten und den richtigen Engagementstrategien, angesichts der schlechten Rahmenbedingungen, hoher Anteile von Langzeitarbeitslosen, einer fragilen Zivilgesellschaft und des gefühlten „Rückzug des Staates“ aus diesen Gebieten. Insbesondere in den peripheren strukturschwachen ländlichen Orten ist die Zahl der Aktiven und Engagierten begrenzt. In den Orten mit gehäuften und komplexen Entwicklungsproblemen findet sich am wenigsten Engagement, um die Probleme zu beheben. Zumindest die erhöhte Engagement- und Hilfsbereitschaft und die Erfahrungen mit Selbstgestaltung und Selbstorganisation im ländlichen Raum lassen andererseits Bereitschaft und Anknüpfungspunkte für Mobilisierungsstrategien erkennen.

### 3.2.3 Sozialer Zusammenhalt und Engagement

Der Freiwilligensurvey 2014 hat den Zusammenhang von sozialräumlichen Lebenskontexten und Engagement thematisiert. Welche Bedeutung haben die individuellen sozialen Netzwerke – Familienmitglieder, Freunde, Nachbarn und Bekannte – und gemeinschaftlichen Unternehmungen bzw. in welchen wechselseitigen Zusammenhängen stehen soziale Einbettung und Engagement?

Die Ergebnisse der Befragung bestätigen, dass es einen Zusammenhang gibt: (1) Gute soziale Netzwerke wirken sich förderlich auf die Bereitschaft aus, sich für die Gemeinschaft zu engagieren. Der Anteil der Engagierten ist bei Personen, die ihre sozialen Beziehungen hoch bewerten, um 18,2 Prozentpunkte höher als bei Menschen mit niedriger Netzwerkqualität (Huxhold/Hameister 2016). Das gilt für Männer stärker als für Frauen. (2) Die Möglichkeit, auf Hilfe und Unterstützung zurückgreifen zu können, fördert ebenfalls das eigene Engagement. Die Engagementquote zwischen Menschen, die von sich sagen, sie hätten Menschen außerhalb des eigenen Haushalts, die sie unterstützen und denen, die nicht darüber verfügen, ist mit 46 Prozent zu 26,9 Prozent deutlich. Hier ist der Unterschied bei Frauen ausgeprägter. Für Frauen ist das Unterstützungspotenzial anscheinend wichtiger. (3) Ein hohes Vertrauen in die Mitmenschen kann die eigene Entscheidung, ein Engagement für andere aufzunehmen, positiv beeinflussen. Vertrauen in die lokale Gesellschaft wirkt bei alten Menschen stärker auf ihre Engagementbereitschaft.

Alle drei Faktoren der sozialen Einbettung entfalten ihre Wirkung vorrangig im Nahbereich. Es liegt daher nahe zu vermuten, dass ein guter sozialer Zusammenhalt in der unmittelbaren Wohnumgebung die Bereitschaft erhöht, für andere tätig zu werden. Tatsächlich bestätigen dies die Ergebnisse. Soziale Beziehungen in Dorf und Quartier können förderlich und hinderlich sein. Ein gut beurteilter sozialer Zusammenhalt führt zu hohen Engagementstraten. Dort, wo soziale Netze weniger ausgeprägt sind, ist in der Regel auch das Engagement geringer, trotz individueller Beziehungen. Dies gilt für alle bis auf die jüngste Altersgruppe der 14- bis 29-Jährigen. Sie scheinen mobiler zu sein und über Schule und Ausbildung weitere regionale Netzwerke zu haben (ebd.).

Der soziale Zusammenhalt in der unmittelbaren Nachbarschaft erhöht zudem die Wahrscheinlichkeit eines Engagements unabhängig von Bildung sowie sozialen, finanziellen und gesundheitlichen Ressourcen. Damit könnten über das örtliche Gemeinschaftsgefühl vor allem Frauen und sozial weniger stark eingebundene Gruppen stärker mobilisiert und motiviert werden. Engagement in den unterschiedlichsten Formen kann darüber hinaus zu einer Integration von neuen Bürgerinnen und Bürgern in gewachsene Strukturen beitragen. Dies gilt sowohl für den ländlichen als auch für den großstädtischen Raum. Engagement ist ein geeignetes Mittel, um sich in einer neuen Umgebung zu vernetzen und heimisch zu werden (Dienel et al. 2008: 76ff.). Dafür bieten die örtlichen Vereine und Initiativen vielfältige Möglichkeiten, sich in die Gesellschaft einzubringen und neue soziale Kontakte aufzubauen. Gerade junge zugezogene Familien nutzen hierfür Gruppen, Netzwerke und Einrichtungen wie Kindergärten, Schulen, Freizeitheime oder örtliche Vereine. Je ländlicher das Milieu ist, desto mehr bedeutet Engagement auch unmittelbar soziale Integration, da in den größeren Städten die kommerzielle Kultur- und Freizeitinfrastruktur genügend Alternativen bietet (Freiwilligensurvey 2009, siehe Gensicke/Geiss 2010: 66). Aber auch im suburbanen Raum spielt die Integration über Engagement und Vereine eine große Rolle. Es ziehen immer noch viele junge Familien aus der Mittelschicht in die Randbereiche der Großstädte, sodass der Befund aus dem Freiwilligensurvey 2009 (ebd.: 26) auch sechs Jahre später noch gelten müsste. Viele Umlandgemeinden verzeichnen ein erstaunliches Wachstum von Vereinen, die kulturelle Events veranstalten, sich für den Erhalt historischer Gebäude oder für soziale Integration engagieren.

Letztlich läuft es auf ein sich gegenseitig verstärkendes Wechselspiel zwischen sozialem Zusammenhalt, Engagement und Identifikation mit dem Wohnort hinaus. So zeigen die Befunde ebenfalls, dass länger andau-

ernde freiwillige Tätigkeiten und der damit verbundene soziale Austausch die individuelle soziale Einbettung erhöhen können (Huxhold/Hameister 2016). Die Einbettung in die örtliche Gemeinschaft, Teilhabe, Mitgestalten und Mitentscheiden können damit zum Schlüssel für die örtliche Daseinsvorsorge im Sinne einer individuellen Befähigung werden (Kapitel II. 5.6 Daseinsvorsorge). Insbesondere in den sozial benachteiligten Dörfern und Quartieren, in denen einerseits die Zahl der gesellschaftlich Aktiven begrenzt ist und andererseits Engagement und Eigeninitiative für das Funktionieren der Gemeinschaft und die Identität große Bedeutung haben, eröffnet sich über die Stärkung des Zusammenhalts eine Möglichkeit, die Lebensbedingungen zu verbessern. Abgesehen davon entspricht soziales Eingebundensein auch einem menschlichen Grundbedürfnis und kann zur Gesundheit, Lebenszufriedenheit und Lebensqualität beitragen.

### 3.2.4 Engagement in sozialräumlich benachteiligten städtischen Quartieren

In der Stadt sind es neben Einfamilienhausgebieten aus den 1950er und 1960er Jahren vor allem die benachteiligten Quartiere, in denen das scheinbare Dilemma von Problemkumulation und geringen Engagementpotenzialen zutage tritt. Ökonomische Determinanten und individuelle Wohnortentscheidungen innerhalb der Stadt führen zu einer Entmischung und Homogenisierung der Quartiere. Durch „Fahrstuhleffekte“, wenn infolge des Strukturwandels die ansässige Bevölkerung kollektiv absteigt, oder selektive Zu- und Abwanderung kommt es zu einer stärkeren Polarisierung zwischen nachgefragten Stadtteilen und problematischen Quartieren. In letzteren nimmt der Anteil der Personen mit geringer beruflicher Qualifikation, niedrigem Haushaltseinkommen und Abhängigkeit von staatlichen Sozialtransfers zu. Mit der sinkenden Kaufkraft und einer zunehmenden Stigmatisierung leiden das örtliche Gewerbe und die Ausstattung mit wohnortnahen Angeboten der Daseinsvorsorge wie Kindertagesstätten, Schulen oder medizinischer Versorgung. Soziale Konflikte nehmen zu. Die Quartiere werden so von außen als Problemgebiete wahrgenommen. Dadurch verschlechtern sich die Rahmenbedingungen weiter. Das Wohngebiet wirkt benachteiligend auf seine Bewohnerinnen und Bewohner. Am Ende dieser Abwärtsspirale kommt es zu Gebieten, in denen sich ökonomisch, sozial und kulturell diskriminierte Gruppen der Stadt konzentrieren.

Die Konzepte der Quartiersentwicklung und des Quartiersmanagements setzen an den endogenen Potenzialen an. Ziel ist es, die Bewohnerinnen und Bewohner zu befähigen, ihre Lebenslagen durch die Mobilisierung ihrer eigenen Ressourcen und Möglichkeiten eigenständig zu gestalten und zu verbessern. Seit Ende der 1990er Jahre wird dieser Ansatz der Selbstermächtigung und Befähigung im Bund-Länder-Programm „Stadtteile mit besonderem Entwicklungsbedarf – die Soziale Stadt“<sup>176</sup> über die Städtebauförderung umgesetzt. Als zentrale Herausforderung hat sich über die Jahre die Frage erwiesen, wie die programmgestützten Interventionen der „Sozialen Stadt“ in dauerhafte Strukturen und eine nachhaltige Aktivierung von Eigeninitiative und Engagement in den Quartieren überführt werden können.

In der Studie „Engagement im Quartier“ ist untersucht worden, welchen Beitrag Engagement für die Entwicklung von sozialräumlich benachteiligten Quartieren leisten kann, wie Engagement, auch von Menschen mit Migrationshintergrund gefördert werden kann und welche Rahmenbedingungen notwendig sind, um Engagementpotenziale in den Quartieren zu erschließen (Gesemann/Roth 2015; BBSR 2015). Hierzu wurden 115 Freiwilligenorganisationen befragt, die in Gebieten der „Sozialen Stadt“ aktiv sind. Ergänzend wurden Interviews und Workshops mit weiteren Akteuren der Planungspraxis, des Quartiersmanagements, der Wohlfahrtsverbände, der Wissenschaft sowie mit Engagierten und Aktiven aus innovativen Projekten geführt.

Die Ergebnisse bestätigen die Bedeutung des Engagements für die Entwicklung der sozialräumlich benachteiligten Quartiere. Engagement im Quartier ist ausgerichtet auf das nachbarschaftliche Miteinander, bessere Bildungschancen sowie die Integration und Teilhabe von Migrantinnen und Migranten. Kooperationspartner in den Quartieren sind vorrangig Schulen (84 %), Kindertageseinrichtungen (76 %) und Jugendfreizeiteinrichtungen (70 %). Engagement findet häufig in Form von individueller Begleitung und Förderung statt. Lesepatinnen und Lesepaten, ehrenamtliche Lotsen für das Übergangsmangement Schule-Beruf, Mentorinnen und Mentoren und Patenprogramme sowie Integrationslotsen bilden gemeinsam mit Freiwilligenagenturen, Familienzentren und Ganztagschulen, Mehrgenerationenhäusern, Jugend- und Bundesfreiwilligendiensten eine bunte und vielfältige kommunale Engagementlandschaft (Gesemann/Roth 2015: 37ff.). Insgesamt spielen Bildung und Bildungseinrichtungen eine zentrale Rolle. Schulen, Kindertageseinrichtungen oder Nachbarschaftszentren werden als Kristallisationskerne für Engagement und sozialen Zusammenhalt angesehen. Sie sind Orte der Begegnung und Kommunikation und damit Schnittstellen in die Gesellschaft. Voraussetzung für ihre Wirksamkeit ist das Selbstverständnis und die Öffnung dieser Einrichtungen (BBSR 2015: 22). „Eine

<sup>176</sup> Das Programm heißt zwischenzeitlich „Soziale Stadt – Investitionen im Quartier“. Für weitere Informationen, siehe: [www.staedtebaufoerderung.info/StBauF/DE/Programm/SozialeStadt/soziale\\_stadt\\_node.html](http://www.staedtebaufoerderung.info/StBauF/DE/Programm/SozialeStadt/soziale_stadt_node.html) (Abruf am 06.01.2016).

Engagementkultur kann vor allem dann entstehen, wenn es gelingt, Erfahrungen und Perspektiven der Wohnbevölkerung aufzugreifen, konkrete und vielfältige Anknüpfungspunkte für das Engagement vor Ort zu schaffen sowie lebensweltnahe Angebote der Engagementförderung zu entwickeln und miteinander zu vernetzen“ (Gesemann/Roth 2015: 38f.). Engagierte Menschen im Quartier möchten etwas für das Gemeinwohl tun, nützlich und kreativ sein, Spaß haben sowie Anerkennung und Wertschätzung erfahren (ebd.). Es sind aus Sicht der Studie letztlich vier Faktoren, die gegenseitig verstärkend auf das Engagement im Quartier und die Identifikation mit dem Quartier wirken: (1) starke sozialräumliche Angebote und Einrichtungen, (2) Anerkennung und Wertschätzung, (3) Vernetzung und Kooperation im Quartier sowie (4) die Einbindung in die gesamtstädtische Politik (ebd.). Nach Ansicht der Autoren kann Engagement in sozialräumlich benachteiligten Quartieren einen wesentlichen Beitrag zur Förderung des nachbarschaftlichen Miteinanders, zur Verbesserung der lokalen Bildungschancen sowie zur Integration und Partizipation von Zugewanderten leisten. Es kann Vorbehalte abbauen und Brücken zwischen den Kulturen bauen (BBSR 2015: 71).

Besonders aktiv sind nach Angaben der Freiwilligenorganisationen ältere Menschen (85 %), Frauen (76 %), Bewohnerinnen und Bewohner des Stadtteils (62 %) und Menschen mit hohem Bildungsabschluss (61 %) (Gesemann/Roth 2015: 39f.). Menschen ohne Migrationshintergrund engagieren sich eher als Menschen mit Migrationshintergrund. Naturgemäß schwierig erweist sich die Aktivierung von sozial benachteiligten Gruppen. Menschen ohne Arbeit, materielle Sicherheit und sozialen Halt können kaum erreicht werden. Fördernd sind lebensweltnahe Themen sowie akzeptierte Orte der alltäglichen Begegnung und des Austausches.

Andererseits zeigt sich immer wieder, dass es in den nachbarschaftlichen Stadtquartieren versteckte Engagementstrukturen und aktive Personen gibt, die sich für die Belange und alltäglichen Sorgen ihrer Nachbarschaft einsetzen. Diese „Vielgestalterinnen und Vielgestalter“ (Hoeft et al. 2014a und 2014b) – im ländlichen Raum nennt man sie „Kümmerer“ – agieren eigenständig und unbewusst neben den professionellen und formalen Strukturen im Quartier, quasi als Meinungsführerinnen und Meinungsführer bzw. Anwälte und Anwältinnen der Quartiersbewohner. Grundvoraussetzung, um ihre Rolle ausführen zu können, ist Vertrauen. So sind sie in der Lage zwischen der Bewohnerschaft und offiziellen Institutionen zu vermitteln.

Dennoch reicht nach Meinung vieler die Kraft des Engagements nicht aus, um die professionellen Strukturen zu ersetzen. Engagement wird immer noch häufig von oben nach unten (top down) organisiert. Auch scheinen, wie eingangs gesagt, Quartiersmanagement und Freiwilligenstrukturen nur bedingt in der Lage zu sein, sich entbehrlich zu machen und eine dauerhafte Engagementkultur aufzubauen. Einen Schritt weiter geht das Diskussions- und Positionspapier des Expertenbeirats im ExWoSt-Forschungsfeld „Unternehmen und Stiftungen für die soziale Quartiersentwicklung“ (ExWoSt 2015). Die Autoren skizzieren in Anlehnung an die Diskussion zum ländlichen Raum (siehe nachfolgendes Kapitel) eine Quartiersentwicklung, die auf Selbstorganisation und Selbstverantwortung zielt und von Unternehmen, Stiftungen und der Bürgerschaft gemeinschaftlich getragen wird. Aus Betroffenen werden Handelnde. Das Engagement ist auf die eigenen lebensweltlichen Probleme und Bedarfe ausgerichtet. Lösungen sollten in organisatorisch und wirtschaftlich dauerhafte und tragfähige Strukturen überführt werden. Die professionelle Hilfe und Unterstützung zur Selbsthilfe könnte über sogenannte Rückgratorganisationen erfolgen.

In eine ähnliche Richtung weist das Instrument der Neighbourhood oder Housing Improvement Districts (NIDs, HIDs).<sup>177</sup> Der § 171 f BauGB erlaubt es den Städten und Gemeinden Gebiete festzulegen, die in gemeinschaftlicher privater Verantwortung gestärkt und entwickelt werden. Dies können explizit auch Wohnquartiere sein. Voraussetzung ist eine entsprechende landesrechtliche Regelung. Bisher haben die Bundesländer Hamburg<sup>178</sup> und Baden-Württemberg<sup>179</sup> davon Gebrauch gemacht. Ende 2012 wurde das erste Innovationsquartier in Hamburg-Steilshoop festgelegt.

### 3.2.5 Engagement in peripheren ländlichen Räumen

Zwischen benachteiligten Wohnquartieren der Großstadt und peripheren ländlichen Teilräumen lassen sich viele Ähnlichkeiten erkennen. Auch die ländlichen Räume, in denen wirtschaftliche Strukturschwäche und eine geringe Bevölkerungsdichte zusammentreffen, geraten immer mehr in eine Abwärtsspirale kumulierender negativer Entwicklungen hinein. Ökonomischer Strukturwandel und demografischer Wandel verstärken

---

<sup>177</sup> Housing Improvement Districts (HID) zur eigentümerorganisierten und -finanzierten Aufwertung von reinen und allgemeinen Wohngebieten; Neighbourhood Improvement Districts (NID) zur eigentümerorganisierten und -finanzierten Aufwertung von Mischgebieten. Siehe auch [www.urban-improvement-districts.de](http://www.urban-improvement-districts.de) (Abruf am 06.01.2016).

<sup>178</sup> Gesetz zur Stärkung von Wohnquartieren durch private Initiativen vom 1. Dezember 2007.

<sup>179</sup> Gesetz zur Stärkung der Quartiersentwicklung durch Privatinitiative (GQP) vom 9. Dezember 2014.

sich gegenseitig und führen dazu, dass die Tragfähigkeit der Einrichtungen und Angebote der öffentlichen Daseinsvorsorge in der bisherigen Form nicht mehr gewährleistet werden kann und die allgemeinen Lebensbedingungen sich bereits erkennbar verschlechtern. Auch hier potenzieren sich demografische und ökonomische Probleme durch selektive Abwanderung. Hinzu kommt eine allgemein zunehmende Demokratieskepsis und Anfälligkeit für extreme Positionen und Gruppierungen. Wie in benachteiligten Quartieren scheint die Zivilgesellschaft auch in den peripheren Regionen tendenziell weniger aktiv. Leerstehende Gebäude, Verfall und brachliegende Standorte sind sichtbare Zeichen des Verfalls der Immobilienwerte und drohender örtlicher bzw. regionaler Entleerung. Von außen werden diese „Verlierer-Regionen“ als „nicht lebenswert“ wahrgenommen. Ein schlechtes Image und ein negatives Lebensgefühl in Teilen der Bevölkerung sind die Folge. Die Bereitschaft, in diese Regionen zu ziehen, sinkt weiter ab. So kommt es, dass trotz oder gerade wegen der Strukturschwäche gut ausgebildete Arbeitskräfte fehlen, Stellen nicht besetzt werden können und sich ein Mangel an Personal in wichtigen Bereichen der Daseinsvorsorge abzeichnet (z. B. Bildung, Gesundheit, Pflege). Dadurch gerät die regionale Wirtschaft unter Druck und die Quantität wie Qualität der Versorgung verschlechtert sich weiter.

Bei der öffentlichen und privaten Versorgung vollzieht sich ebenso ein Konzentrationsprozess zugunsten der Zentren und zulasten der Dörfer. Schon jetzt fehlen in vielen Dörfern die Versorgungsangebote vollständig und die Verbindungen des öffentlichen Personennahverkehrs (ÖPNV) sind stark reduziert. Dies führt zur hoch emotionalen und sensiblen Diskussionen über die Zukunft der Dörfer, der Aufgabe von Siedlungen bis hin zur Entsiedlung von kleinen Regionen. Andererseits finden sich immer wieder Beispiele, in denen Gemeinschaft, Eigenorganisation und Zusammenhalt die fehlende materielle Infrastruktur kompensieren und eine eigene, ortsspezifische Lebensqualität geschaffen haben.

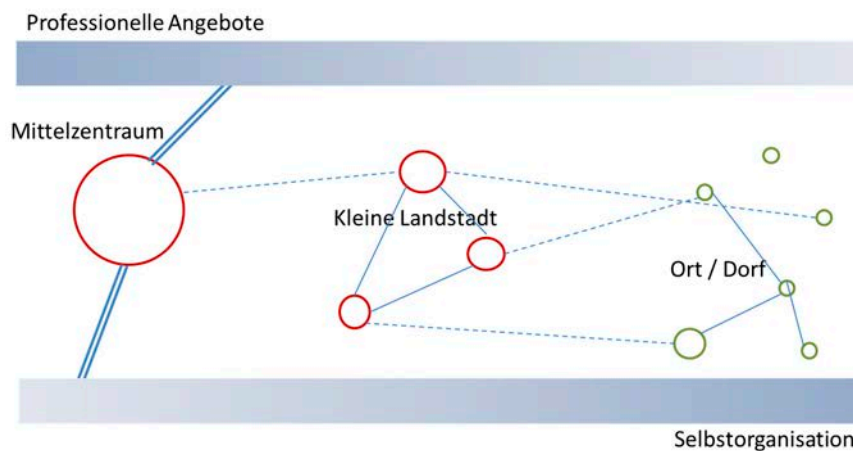
Im ländlichen Raum ergibt sich so ein Kontinuum der Bedeutung von professioneller Organisation des Zusammenlebens in den städtischen Zentren hin zur Selbstorganisation in den kleinen Orten, Dörfern und Ortsteilen (Abbildung 57). Dort, wo keine Angebote mehr sind, gewinnen naturgemäß Engagement und Eigenorganisation an Bedeutung. Je kleiner der Ort, je dünner besiedelt die Region ist, desto weniger Versorgung und kommerzielle Unterhaltungs-, Kultur-, Freizeit- und Sportangebote gibt es und desto wichtiger werden Geselligkeit, Gemeinschaft und selbstorganisierte Angebote. Große Bedeutung bekommen dabei Treffpunkte und Orte der Begegnung, Geselligkeit und gemeinsame Aktivitäten, wie Dorfgemeinschaftshäuser, Generationenhäuser oder einfach nur Vereinsräume. Engagement ist dann kein „Luxus“ mehr, nicht etwas Zusätzliches zu einem einigermaßen gut organisierten Gemeinwesen. Engagement wird vielmehr existenziell, zu einem harten Standortfaktor für das Überleben der Orte. Dabei droht das wesentliche Element verloren zu gehen, die Freiwilligkeit von Engagement. Gleichzeitig nimmt gerade in den Orten, in denen Engagement und Selbstorganisation einen hohen Stellenwert für die Lebensqualität haben, der Anteil der alten Menschen stark zu bzw. der Anteil der Jungen und Aktiven ab. Hinzu kommen die hohen Anforderungen an persönlicher Organisation und damit Zeitbelastung bei den Erwerbstätigen und jungen Familien. Damit geht Engagementpotenzial verloren.

Einige Regionen des „Aktionsprogramms regionale Daseinsvorsorge“<sup>180</sup> des BMVI haben auf die differenzierten örtlichen Bedingungen und die Bedeutung des Sozialraums für die Lebensgestaltung reagiert und kleinräumige Differenzierungen nach selbstbestimmten Indikatoren erarbeitet (BMVI 2015a). Im Rahmen der Regionalstrategie Daseinsvorsorge des Vogelsbergkreises sind zum Beispiel alle 186 Ortsteile hinsichtlich ihrer Lage- und Ausstattungsgunst in Bezug auf bestimmte Infrastrukturen (Kinderbetreuung, Schulen, Nahversorgung, Hausärzte etc.) und Arbeitsplätze typisiert worden. Daraus ergaben sich fünf Typen von Ortsteilen mit differenzierten Handlungsstrategien. Das Konzept unterscheidet starke Orte, die weiter gestärkt werden sollen, Orte, in denen Infrastruktur erhalten oder verbessert werden soll, Orte, in denen Standards angepasst und kleine, individuelle oder auch funktionsteilige Anpassungsstrategien entwickelt und umgesetzt werden sollen und Orte der Selbstversorgung und des Experiments. Hier sollen Standards reduziert und ehrenamtliches Engagement gefördert werden (Vogelsbergkreis 2014) (BMVI 2015a: 174).

---

180 Bundesministeriums für Verkehr und digitale Infrastruktur (BMVI 2015a): „Aktionsprogramm regionale Daseinsvorsorge“. Weitere Informationen unter [www.regionale-daseinsvorsorge.de](http://www.regionale-daseinsvorsorge.de) (Abruf am 06.01.2016).

**Abbildung 57: Kontinuum von professioneller Daseinsvorsorge und Selbstorganisation im ländlichen Raum**



Quelle: verändert nach Dehne/Neubauer 2014.

Wenn es tatsächlich so ist, dass Selbstorganisation und Engagement, eine aktive Vereins- und stabile Engagementstruktur für die Wohn- und Lebensqualität der kleinen Städte und Dörfer im ländlichen Raum eine so große Bedeutung haben, stellt sich die Frage, welche Bedeutung Engagement als Standortfaktor hat und welche Bindungskraft der soziale Zusammenhalt ausüben kann. Das Berlin-Institut für Bevölkerung und Entwicklung hat sich in zwei Studien (Kröhnert et al. 2011a, c) mit dieser Frage beschäftigt. Anhand der Analyse der Vereinsregister in zwei strukturschwachen Landkreisen kommt die Studie *Die Zukunft der Dörfer* (Kröhnert et al. 2011c) zu dem Befund, dass die demografische Stabilität der Dörfer mit der Existenz intakter Vereinsstrukturen korreliert. Sowohl im ostdeutschen Landkreis Greiz als auch im hessischen Vogelsberg hat sich ein deutlicher Zusammenhang zwischen der Bevölkerungsentwicklung und der Vereinsdichte gezeigt. Je mehr Bewohnerinnen und Bewohner sich in Vereinen engagieren, desto stabiler sind die Ortschaften. Der Zusammenhalt der Bewohnerschaft, die für sich ein lebenswertes Umfeld schaffen und für einen guten Ruf des Ortes sorgen, scheinen tatsächlich Schrumpfung verhindern zu können. Dies gilt vor allem bei kleinen Orten. Stark schrumpfende Dörfer haben sehr wenig Vereinsengagement. Die wenigen wachsenden Dörfer mit weniger als 500 Einwohnerinnen und Einwohnern haben in beiden untersuchten Landkreisen die größte Dichte an eingetragenen Vereinen. Bei Orten mit mehr als 500 Einwohnerinnen und Einwohnern lässt sich ein Zusammenhang zwischen Vereinsdichte und Bevölkerungsentwicklung nicht mehr feststellen. Das Fazit der Studie reiht sich in Empfehlungen anderer Untersuchungen und Praxisberichte zur Lebenssituation im peripheren ländlichen Raum ein: Kreative Ideen ermöglichen, Freiraum für Experimente schaffen und die „Macher“ fördern. Es werden sich nur jene Dörfer stabilisieren, in denen aktive Bewohnerinnen und Bewohner für attraktive Lebensbedingungen sorgen. „Bürgerschaftliches Engagement kann bei geringen Kosten erheblich zur Daseinsvorsorge beitragen und den sozialen Zusammenhalt stärken“ (Kröhnert et al. 2011c: 74).

Zu vergleichbaren Ergebnissen kommt eine Schweizer Gemeindestudie (Seidel et al. 2010). Sie weist den Vereinen sieben Nutzungsdimensionen zu, aus sozialwissenschaftlicher und gemeindlicher Perspektive: Effizienzeffekte, Präventionseffekte, Finanzierungseffekte, Einnahmeeffekte, Qualitätseffekte, Vernetzungs-/Innovationseffekte und Aktivierungseffekte. Die Vereinsarbeit erhöhe die Attraktivität als Wohnort und indirekt auch als Unternehmensstandort. Auch hier wird den Orten des Engagements und der Begegnung und den Imageeffekten große Bedeutung zugemessen. Vor allem für die Jugend seien attraktive Freizeitangebote wichtig. Vereinsarbeit könne so ein zentraler Faktor im Kampf gegen die Abwanderung sein. Es wird aber in den Untersuchungen nicht deutlich, ob und wie ein gestärkter sozialer Zusammenhalt auf die Bevölkerungsstruktur und die Bereitschaft der Jugendlichen wirkt, an ihrem Wohnort zu bleiben. Es ist zu vermuten, dass für Jugendliche, besonders gut qualifizierte Jugendliche, andere Bedingungen für den Wohn-, Ausbildungs- und Arbeitsort wichtiger werden, wie die eingangs erwähnte Studie zeigt. Andererseits zeigen auch die Rückkehrer-Wanderungen in ländliche Gebiete Ostdeutschlands, wie der Bindungseffekt auch zu einem späteren Zeitpunkt in der Biografie noch wirken kann (Wiest/Leibert 2013).



Die Ergebnisse des Dialogforums im Amt Peenetal/Loitz (Mecklenburg-Vorpommern) (Kapitel III. 1.7 Lokale Dialogforen), das im Rahmen der Erarbeitung des Zweiten Engagementberichts durchgeführt wurde, bestätigen die Befunde. Letztlich haben die elf durchgeführten Fokusgruppen-Interviews und die abschließende Diskussion gezeigt:

1. Die Verbundenheit mit der Region und das Gefühl eines guten Miteinanders setzen trotz schwieriger Rahmenbedingungen individuelle und gemeinschaftliche Kräfte frei.
2. Die Erfahrung der alltäglichen Lebensbedingungen vor Ort verstärkt die Bereitschaft zur Übernahme der Verantwortung (für andere), speist aber auch Sorge um die Zukunft.
3. Die Jugendlichen haben sich mit den wenigen (Freizeit-)Angeboten vor Ort arrangiert.
4. Vorhandene Freizeit- und Kulturangebote beruhen ganz wesentlich auf Selbstorganisation der Bürgerinnen und Bürger und tragen dazu bei, dass die Region lebenswert bleibt.
5. Engagement sichert Zugehörigkeit und Gemeinschaft vor Ort.

Aring hat angesichts des Rückzugs der Versorgungsstrukturen und der begrenzten Handlungsfähigkeit von Staat und Kommunen den Begriff der Selbstverantwortungsräume geprägt und einen neuen Gesellschaftsvertrag eingefordert (Aring 2010, 2013; Montag Stiftung 2011). Er bemüht das Bild des Pioniers und der neuen Siedlungsräume im Westen Amerikas, in denen die Siedler weitgehend auf Solidarität untereinander und sich selber gestellt waren, wenn er von *Inverse Frontiers* spricht. Er sieht innerhalb von zukünftigen Groß- oder Regionalgemeinden Räume, in denen die öffentliche Hand den Gewährleistungsanspruch für die Daseinsvorsorge aufgibt und die Gestaltung der Lebensverhältnisse der Eigenorganisation und dem Engagement der dörflichen Gemeinschaft überlässt. Es gibt genügend Beispiele, die zeigen, dass aus diesem „Sich-selbst-Überlassen“ ganz neue Lebensqualitäten und -modelle entstehen. Marginalisierte Dörfer und Kleinstädte sind durchaus geübt, mithilfe ihres Sozialkapitals nach Überlebensstrategien zu suchen und sich in der Peripherie einzurichten (Hannemann 2004; Kröhnert et al. 2011a). Aufgabe der Kommunen ist es dann, das freiwillige Engagement und die Eigenorganisation der örtlichen Daseinsvorsorge zu ermöglichen, zu begleiten und wertzuschätzen. Die fachliche Diskussion fordert dementsprechend für diese inneren, sich entleerenden Räume mehr Freiheiten, Entscheidungsspielräume und Gelegenheitsstrukturen, zum Beispiel durch Öffnungs- und Experimentierklauseln oder drastische Reduzierung von Standards (z. B. Slupina et al. 2015). Andere empfehlen sogenannte Rückgratorganisationen, die bei der Adaption bewährter organisatorischer, finanzieller, rechtlicher und institutioneller Modelle für die Eigenorganisation von Angeboten der Daseinsvorsorge helfen (BMVI 2015b: 113ff.).

Mit dem Begriff „Raumpioniere“ hatte der Berliner Stadtsoziologe Ulf Matthiesen Anfang der 2000er Jahre eine, wenn auch kleine, Gegenbewegung in den sich entleerenden Räumen Ostdeutschlands bezeichnet (Matthiesen 2004). In den 1990er Jahren waren Menschen aus städtischen Milieus ganz bewusst dorthin gezogen, um ihre individuellen Lebensmodelle und Projekte zu verwirklichen. Matthiesen sieht diese Akteure und kleinen regionalen Akteursnetzwerke als „Inkubatoren und Impulsgeber“ (Matthiesen 2011: 61) mit zwei ähnlichen Eigenschaften: einem hohen Grad an Selbstorganisation abseits von staatlichen und kommunalen Versorgungs- und Entwicklungsstrategien und mit dem Anspruch, Pioniere einer alternativen, zukunftsfähigen Lebensweise zu sein. Ähnliches lässt sich auch in der Stadtentwicklung beobachten: Dort, wo Leere ist bzw. ein Vakuum entstanden ist, ziehen Menschen mit Ideen und Träumen nach, die gerade diesen Raum suchen und brauchen, um sich auszuprobieren und Experimente zu wagen, Entwicklungen generieren und auch Verdrängungen verursachen können.

Gerade in Regionen mit einem schwachen oder geringem Wachstum und in Teilräumen, aus denen sich der Staat mehr und mehr aus der Verantwortung zieht und nur noch einen Grundstock an Daseinsvorsorge bereitstellen will, können die Raumpioniere Wege der Eigenorganisation und Selbstverantwortung vorleben und zeigen, wie man jenseits der Wachstumsökonomie Lebensqualität generieren kann (Faber/Oswalt 2013). Aber auch anders herum kann die Integration der zugezogenen Raumpioniere zur Überlebensfrage der abgehängten Kleinregionen werden. Für manches Dorf ist es die einzige Chance für die Zukunft. Ohne diese Synergien von Alt und Neu, von örtlicher Erfahrung und Welterfahrung, produktiven Spannungen sowie dem Mut zu neuen Lösungen erscheint eine Entwicklung, in welche Richtung auch immer, kaum möglich. Es ist wie eine Not- und Schicksalsgemeinschaft. Wie gelingt es also, neues Denken mit alten Erfahrungen zu verbinden und Spannung in Dynamik umzusetzen? Es geht dabei um Akzeptanz, Integration und um das Aufbrechen von Ängsten. Integration ist immer eine Aufgabe in beide Richtungen. Nicht nur die Einheimischen müssen sich

den neuen Ideen öffnen. Die Raumpioniere müssen auch die Alteingesessenen in ihre Konzepte integrieren (Dehne 2013).

Da bürgerschaftlich getragene Aktivitäten vor allem in kleinen Gemeinden den entscheidenden Unterschied zwischen Entwicklung und Stagnation machen können, hat der Planungsverband Westmecklenburg die ortsspezifische Ausprägung des Engagements analysieren lassen und eine Engagement-Landkarte erstellt. Dabei kristallisierten sich Engagementcluster heraus: „Stützpfeiler“ wie die Kirchengemeinden und freiwillige Feuerwehren, „Alltagshelden“, zu denen auch Kleingärtner und Tierzüchter zählen, „Leuchttürme“ wie eigeninitiierte Museen und „Gestalter“, die zum Beispiel mittels Sportausbildung im Verein die Zukunft prägen. Vor allem die Gruppen mit formalisiertem Rahmen und die Engagementbereiche der Geselligkeit, Freizeitgestaltung und Nachbarschaftshilfe sind in den Kleinstädten und Dörfern besonders ausgeprägt. Um gezielt zu unterstützen, sollten je nach Gruppe entweder bestehende institutionelle Strukturen und Multiplikatoren genutzt oder Vernetzungs-, Beratungs- und Weiterbildungsmöglichkeiten angeboten werden. Die entscheidende Frage für die Zukunft der peripheren Dörfer ist jedoch, ob es gelingt, mit den strukturellen Veränderungen umzugehen und neue, tragfähige Lösungen für die Gestaltung der eigenen Lebensqualität zu finden. Die Ergebnisse in Westmecklenburg zeigen, dass hierfür die Einbindung des Engagements in die Gemeinde den Unterschied macht. Drei Typen der Zusammenarbeit von freiwillig Engagierten und Verwaltung bzw. Politik haben sich gezeigt:

1. die kooperative, etablierte Bürgerschaft mit einer eingespielten, unauffälligen Zusammenarbeit von Zivilgesellschaft und Gemeinde;
2. die Bürgerschaft auf Inseln, deren Aktivitäten unverbunden sind, und
3. die Bürgerschaft als Entwicklungsmotor, der es gelingt, mit Politik und Verwaltung Ziele und einen gemeinsamen Handlungsrahmen abzustecken und umzusetzen.

Gelingt dies, wird Engagement politikgestaltend. Bleibt das Engagement „verinselt“, bleiben die Möglichkeiten des Engagements eingeschränkt (Kennel et al. 2014, 2015). Je nach gemeindlicher Ausprägung des Engagements können so Strategien konkret vor Ort, strukturell oder personell passgenau ausgerichtet werden. Letztlich zeigen die Befragungen, dass es relativ wenig Engagierte braucht, um einen gestaltungsorientierten Prozess in Gang zu setzen.

### 3.2.6 Zusammenfassung

Die räumlichen Auswirkungen der sozialen, ökonomischen, technologischen und demografischen Transformationsprozesse führen zu einer Polarisierung und Fragmentierung des Raums, die sich bis in kleinräumige Strukturen von Stadt und ländlichem Raum zeigen. Die Auswirkungen sind in Stadt und Dorf, in sozialräumlich benachteiligten Quartieren und peripheren kleinen Dörfern erstaunlich ähnlich. Abwärtsspiralen kumulierender negativer Entwicklung und selektive Wanderungen führen zu räumlichen Segregationsprozessen und dazu, dass die Spielräume und Chancen für das Individuum und die Quartiere deutlich geringer werden.

Engagement kann dem entgegenwirken, indem sozialer Zusammenhalt, Identität und Eigeninitiative gestärkt werden. Engagement bzw. Eigeninitiative und Formen der Eigenorganisation werden in diesen prekären Gebieten existenziell: als Organisation der Freizeit und des Zusammenlebens, als Substitut für Daseinsvorsorge, als Suchfunktion nach sozialen Innovationen und als Standort- und Imagefaktor. Allerdings sind in beiden Raumkonstellationen die sozialen und ökonomischen Rahmenbedingungen schwierig und die Engagementquoten gering. Das Dorf bietet vielleicht noch eher eine gewachsene Basis als die sozialräumlich benachteiligten städtischen Quartiere, in denen soziale Veränderungen und Migration das mobilisierende Gefühl einer Schicksals- und Notgemeinschaft nicht so schnell entstehen lassen. In jedem Fall finden sich Engagement und Zivilgesellschaft nur dort, wo Einzelpersonen oder Gruppen subjektiv ein Problem oder einen Handlungsbedarf wahrnehmen und einen kreativen Spielraum für entsprechende Lösungen haben. Im Idealfall kann dann die Entwicklung eines Quartiers oder Dorfes getragen werden von Selbstverantwortung, Selbsthilfe und Selbstorganisation, weniger von klassischen Engagementformen. Im städtischen Quartier stehen dabei Bildung, Integration und Befähigung sozial benachteiligter Gruppen im Mittelpunkt. In der Dorfgemeinschaft sind die Verschiebung der Altersstruktur und die Gestaltung des Lebens im Alter zentrale Themen.

Durch diese Einbindung in die örtliche Daseinsvorsorge wird Engagement in professionelle Handlungslogiken einbezogen und mit rechtlichen und institutionellen Rahmenbedingungen und Qualitätsvorgaben konfrontiert (Kapitel II. 5.6.7 Daseinsvorsorge). Auch die Momente für Engagement erscheinen ähnlich in städtischen Quartieren und Dörfern: starke Personen, die Vertrauen und Verantwortung in der Nachbarschaft haben, Orte

der Begegnung und Kommunikation, an denen sich Engagement bündelt, die Anbindung an gewachsene Strukturen, Netzwerke und eingeübte Verhaltensweisen sowie die Einbettung von lokalen Initiativen der Eigenorganisation in die Stadt-, Gemeinde- und Dorfentwicklung. Dies führt direkt zu der Forderung, Engagementstrategien stärker mit Strategien der Quartiers- und Dorfentwicklung zu verbinden und zu einem integralen Bestandteil von kommunaler Politik zu machen (Kapitel III. 2.3 Lokale Politik und Daseinsvorsorge).